

# Inhalt

1. Apologie: Das Andere und der Andere . . . . .	9
»Banalität ...« 9 – »Subjekt und Objekt ...« 10 – »Subjekt und Subjekt ...« 34 – »Geschichte und Konzeption eines Projektes ...« 49	
2. Der Andere als Phänomen der Fremderfahrung . . . . .	61
»Der egologisch gedachte Andere ...« 61 – »Der phänomenologisch gedachte Andere ...« 92	
3. Mit dem Anderen tauschen . . . . .	129
»Die Gabenökonomie ...« 129 – »Die Ökonomie des interpersonalen Feldes ...« 156	
4. Das Projekt: Interpersonalität konzipieren . . . . .	184
5. Methodisches I: Ich und der Andere im Spiegel des Selbst . . .	197
Schreiben 199 – Austausch der Fremdbeschreibungen 199 – Klassifikation der Reaktionen 199 – Fremdaussagen akzeptieren 200 – Fremdaussagen ablehnen 202 – Akzeptierte und abgelehnte Aspekte 202 – Der zweite Austausch 203 – Der erste und der zweite Austausch 205 – Der dritte Austausch 206 – Die Auflösung einer Fremdbeschreibung 208 – Interpersonalität I 209 – Zur besseren Übersicht (Modelle A-E) 212	
6. Interpersonalität konzipieren: Die fehlende Hälfte . . . . .	217
Vorüberlegungen zum Austausch der Selbstbeschreibungen 218 – Methodischer Zusatz 224	
7. Methodisches II: Das Selbst im Spiegel des Anderen und des Ichs . . . . .	227
Austausch der Selbstbeschreibungen und der Zusatzfrage 228 – Reaktionen auf die Selbstbeschreibung des Anderen 228 – Reaktionen auf die zusätzliche Frage 229 – Mögliche Resultate des ersten Austauschs 229 – Der zweite Austausch 230 – Retrospektive 234 – Der dritte Austausch 235 – Die Verdoppelung einer Selbstbeschreibung 237 – Interpersonalität II 237 – Zur besseren Übersicht (Modelle H-L) 241	
8. Interpersonelle Wahrheitsökonomie . . . . .	246
Literatur . . . . .	260



»Die ›Philosophie‹ sollte sich stets auf die direkte persönliche Beobachtung beziehen und dürfte nicht die ›wissenschaftliche‹ Beobachtung und deren Relais nachahmen.

Wenn ihr etwas zu tun bleibt, dann eben dies, den *Abstand zwischen beiden Sichtweisen* und den beiden entsprechenden *Sprachen* zu kennzeichnen.«

– Paul Valéry –



# 1. Apologie: Das Andere und der Andere

## »Banalität ...«

Es ist ein merkwürdiges Phänomen, dass man, sobald man die Unterschiedlichkeit konkreter Menschen berücksichtigen möchte, sich außerhalb der fakultativen Grenzen der Philosophie begibt, wie sehr sie einem auch ans Herz gewachsen sein mag. Denn die Philosophie kennt, so diversifiziert sie auch sein mag, im Grunde immer nur ein einziges Subjekt, für dessen verschiedene Weltbezüge sie mehrere Namen erfunden hat, die als Platzhalter stets den Menschen im Singular repräsentieren: transzendentes Erkenntnissubjekt, moralisches Subjekt, ästhetisches Subjekt, empirisches Subjekt, Dasein. Dass dagegen innerhalb der Philosophie rebellierte, ist – dem notwendig beschränkten Wissenshorizont des Autors zufolge – einer Frau zu verdanken, was alles andere als zufällig sein dürfte. Denn der akademische Philosoph ist männlich, mag auch ein Frauenkopf seinen Körper zieren. Und dieser männliche Philosoph hat eine ungeheure Angst davor, in die schlimmste Falle zu treten, die das Leben dem intellektuellen Menschen stellt: die Banalität. So ist es wohl auch kein Zufall, dass besagte Frau den Begriff der »Banalität« populär machte, obgleich er sich auch bei ihr auf die Banalität der Anderen bezog, denn eine Akademikerin darf nicht banal sein. Dennoch ist Hannah Arendt in die Falle der Banalität getappt, als sie vom »Faktum der Pluralität«<sup>1</sup> schrieb. Ist es nicht schrecklich banal, uns davon zu berichten, dass es verschiedene Menschen gibt? Gibt es denn auch nur einen Menschen auf dieser Welt, der das nicht gewusst hätte?

Aber vielleicht sollte man die Dinge anders betrachten, vielleicht sollte man sich fragen, ob nicht dasjenige, was eine Wissenschaft aus sich ausschließt, um sich als Wissenschaft zu konstituieren, für diese Wissenschaft konstitutiv ist. Und könnte sich nicht auch die schlimmere Ahnung einschleichen, es wäre naiv, die Banalität auszuschließen, weil sie genau das sein könnte, was so viele Philosophen gesucht hätten? Sie wäre die

---

<sup>1</sup> Hannah Arendt; *Vita activa*, S. 14.

apodiktische Gewissheit, das nicht mehr bezweifelbare Fundament, weil es spätestens nach der Verabschiedung der Wesensmetaphysik, der Wahrheit hinter dem Schein, keine tieferen Tiefen mehr gäbe als die Oberfläche, die von allen geteilt und damit mit-geteilt wird. Und könnte man nicht darauf verweisen, dass dies Immanuel Kant wusste, als er seine »Kritik der Urteilskraft« auf die Begründung eines furchtbar banalen Satzes ausrichtete: »Diese/r X ist schön.« Wir sagen eben, wenn wir eine Rose sehen: »Diese Rose ist schön.« Und wir sagen eben nicht: »Diese Rose ist schön für mich«. Wir sagen alle diesen banalen Satz und die gesamte kantische »Analytik des Schönen« zielt darauf, sich zu überlegen, warum wir diesen banalen, alltagssprachlichen Satz zurecht äußern, warum wir ihn zurecht nicht auf uns relativieren, wo ein jeder von uns doch derjenige ist, der mit diesem Satz eine »subjektive Allgemeingültigkeit«<sup>2</sup> einfordert, die er nur auf eine einzelne Erfahrung – die seine – stützt. So hat die Banalität also durchaus Einzug in die Philosophie erhalten, nur dass es keiner sagen darf. Aber ist das verwunderlich?

### »Subjekt und Objekt ...«

Falls es im akademischen Diskurs erlaubt ist, banal zu sein, ja schlimmer noch, falls es statthaft ist, Philosophen und Psychologen für die Banalität in Dienst zu nehmen, müsste es legitim sein, weitere Gemeinplätze zu äußern. Wie man »bei jedem anderen voraussetzen«<sup>3</sup> kann, dass er von der Verschiedenheit der Menschen weiß, so teilt man mit jedermann (und jederfrau) die Erfahrung, dass diese verschiedenen Menschen miteinander Beziehungen eingehen. Ohne den Widerspruch von irgendjemandem zu ernten, kann man wohl auch feststellen, dass es sich bei zwischenmenschlichen Beziehungen um Beobachtungsspiele handelt, innerhalb derer beide Partner sowohl sich selbst wie ihr Gegenüber beobachten. Dieses alltägliche Spiel kann gar nicht anders als reflexiv sein, weil alle immer schon beobachten, wie der Partner beobachtet. Die tagtäglichen Erlebnisse können gar nicht anders als selbstreflexiv sein, weil wir immer schon beobachten, wie wir selbst beobachten. Daher werden wir in dieser Einleitung nicht die Reflexivität der Alltäglichkeit gegenüberstellen, sondern den Versuch unternehmen, Alltagssubjekte und alltägliche Beziehungen als immer schon reflexiv zu rekonstruieren. *Und wir tun dies, um ein erkenntnistheoretisches Problem zu lösen, auf einem Terrain, das traditionell nicht als philosophisches gilt.*

<sup>2</sup> Immanuel Kant; Kritik der Urteilskraft, S. 129.

<sup>3</sup> Ibid.; S. 124

Die Philosophie hat, wie jede andere Wissenschaft auch, ihre Spuren in der Sprache des Alltags hinterlassen. Daher ist es möglich, an das Vorwissen des Jedermann-Lesers anzuknüpfen, selbst wenn dieser der Lektüre philosophischer Bücher eher abgeneigt ist. Denn von der »Unerkennbarkeit des Dinges an sich« wird er schon gehört haben und sie aller Voraussicht nach mit dem Namen Immanuel Kant verbinden können. Diese Unerkennbarkeit eines Dinges der Außenwelt, so wie es eben an sich und nicht für einen Betrachter ist, findet ihre Begründung in der so genannten kopernikanischen Wende der Philosophie: »Bisher nahm man an, alle unsere Erkenntnis müsse sich nach den Gegenständen richten; aber alle Versuche über sie [...] etwas durch Begriffe auszumachen, wodurch unsere Erkenntnis erweitert würde, gingen unter dieser Voraussetzung zu nichte. Man versuche es daher einmal, ob wir nicht in den Aufgaben der Metaphysik damit besser fortkommen, dass wir annehmen, die Gegenstände müssen sich nach unserem Erkenntnis richten [...]. Es ist hiemit eben so, als mit den ersten Gedanken des Kopernikus bewandt, der, nachdem es mit der Erklärung der Himmelsbewegungen nicht gut fort wollte, wenn er annahm, das ganze Sternheer drehe sich um den Zuschauer, versuchte, ob es nicht besser gelingen möchte, wenn er den Zuschauer sich drehen, und dagegen die Sterne in Ruhe ließ.«<sup>4</sup>

In Frage steht, wen oder was es zu befragen gilt, will man etwas wissen. Dabei scheint es unmittelbar so zu sein, dass man natürlich das Außen befragen muss, will man über das Außen etwas erkunden. Befragt man aber die Sterne und nicht den Zuschauer, muss man zwangsläufig zu der Auffassung gelangen, all diese Sterne würden sich um den Zuschauer und seine Welt drehen. Diese Auffassung ist schlichtweg falsch. Wenn man nun mit derselben Unmittelbarkeit die Gegenstände befragt und nicht ihren Zuschauer, erzeugt man das Vorurteil, die Zuschauer würden sich um die Gegenstände, wie sie eben sind, drehen. Eigentlich ist es aber so, dass sich die Gegenstände um den Zuschauer drehen. Denn die Gegenstände tauchen nur für den Zuschauer auf. Sieht er sie, leiht er ihnen sein Auge, hört er sie, leiht er ihnen sein Ohr, spricht er über sie, leiht er ihnen seine Sprache, denkt er über sie nach, leiht er ihnen seinen Verstand. Hätte er kein Auge, kein Ohr, keine Sprache und keinen Verstand, gäbe es ihn nicht, die Gegenstände blieben hingegen an sich bestehen. Insofern es ihn aber gibt, nimmt er die Gegenstände vermittelt seiner sinnlichen und intelligiblen Erkenntnisorgane wahr und kann gar nicht wissen, wie die Gegenstände an sich sind. Daher bleibt ihm nach Immanuel Kant nichts anderes übrig, als die Richtung seiner Untersuchung zu wenden, sich

---

<sup>4</sup> Immanuel Kant; Kritik der reinen Vernunft 1, S. 25.